

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementpreis pro Monat inkl. Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt“ inkl. Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen (Postzeitungsliste Nr. 4527) vierteljährlich 2,10 Mk., für 2 Monate 1,40 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. zzgl. Postgeb.

Redaktion: Lauhaer Str. 19/21.
Telegraphen-Adresse: Volkszeitung, Leipzig.
Telephon 2721.
Sprechstunde: 6—7 Uhr abends.

Inserate werden die 5gespaltene Zeile oder deren Raum mit 25 Pfg., für Gewerkschaften, politische und gemeinnützige Vereine mit 20 Pfg. berechnet. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im voraus zu bezahlen. — Schluß der Annahme von Inseraten für die nächste Nummer früh 9 Uhr. — Aufgegebene Inserate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Lauhaer Straße 19/21. Geschäftszeit 8—12 und 2—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen.

Der letzte Arthieb.

* Leipzig, 30. Mai.

Von der russischen Regierung wird die gesetzliche Aufhebung der solidarischen Haftung der bäuerlichen Landsgemeinde für den Eingang der Steuern vorbereitet. Was ist diese Tatsache für den in die Formen einer hoch entwickelten bürgerlichen Gesellschaft eingelebten und nur in diesen Formen denkenden Westeuropäer? Ein leeres, unverständliches, gleichgültiges Wort. Was ist sie für Rußland? Eine förmliche Umwälzung in den rechtlich-ökonomischen Verhältnissen, ein Markstein in der sozialen und politischen Entwicklung des Zarenreiches.

Die Bauerngemeinde aufrecht erhalten und die Freiheit der Person herstellen, die Selbstverwaltung des Dorfes auf die Städte und den ganzen Staat ausdehnen, unter Bewahrung der nationalen Einheit, darin ist die ganze Frage von der Zukunft Rußlands zusammengefaßt, das heißt die Frage derselben sozialen Antinomie, deren Lösung die Geister des Westens beschäftigt und bewegt. So schrieb der berühmte russische Revolutionär Herzen im Jahre 1854 in seinem dritten Briefe an Winton. Die alte kommunistische Bauerngemeinde, die Obschtschina, diese fundamentale Eigentümlichkeit der russischen historischen Entwicklung, das ist für Rußland der Ausgangspunkt der künftigen sozialen Revolution. Wie kurz und grad ist da der Weg zur sozialistischen Ordnung, ohne Abzweigung in die Moräste des westeuropäischen Kapitalismus! Glückliches Rußland, das das Kleinod seines Urkommunismus durch alle Stürme und Fährlichkeiten der Jahrhunderte hat aufzubewahren gewillt, kind und wahnwichtig, wenn es nicht dieses Kleinod wie seinen Augapfel weiter schützt und schirmt, bis die Stunde der großen Umwälzung schlägt! So dachte nach Herzen die ganze ältere Generation der russischen Sozialisten.

Bereits vor Jahrzehnten ist an dieser hoffnungsfreudigen Auffassung eine doppelte Korrektur vorgenommen worden. Unser Friedrich Engels wies den russischen Volkstimmlern im Jahre 1875 im Volksstaat nach, daß der ländliche Dorfkommunismus durchaus keine russische Besonderheit, sondern die ursprüngliche Eigentumsform jeder Gesellschaft auf niedriger Kulturstufe und als solche nicht etwa ein sozialistisches Gebilde, sondern viel eher die klassische soziale Grundlage ist, die stets und überall den orientalischen Despotismus produziert. Auf der anderen Seite machte der russische Gelehrte Tschitscherin die Entdeckung, daß die vielgepriesene russische Bauerngemeinde nicht einmal ein Ueberbleibsel jenes urwüchsigen Kommunismus ist, sondern vielmehr eine direkte Schöpfung der russischen Alleinherrschaft in neueren Zeiten zu rein fi-

kalischen Zwecken. Hier hatte also der orientalische Despotismus, umgekehrt, die kommunistische Bauerngemeinde produziert.

Aber die Zeiten änderten sich. Die primitive Ausprägung des Bauerntums vermochte nicht mehr allein den modernen Anforderungen des Staates zu genügen, und in den sechziger Jahren sah sich die russische Despotie gezwungen, sowohl eine industrielle, kapitalistische Entwicklung zu schaffen wie die entsprechenden Voraussetzungen für sie. Die Leibeigenschaft wurde abgeschafft, die Bauerngemeinde „befreit“ und mit Land beliehen, für das sie dem Fiskus neben anderen Steuern auch enorme Ablösungsgelder zu zahlen hatte. Und zwar sollte sie für diese Steuern und Abgaben solidarisch haften. Wie die Gemeinde den Grund und Boden unter ihre Mitglieder verteilte, wie sie die Abgaben auf die einzelnen Bauern abwälzte — das war ihre Sache. Die Abgaben mußten entrichtet werden, sonst würde die ganze Gemeinde wie ein Mann verantwortlich gemacht.

Und nun begann die merkwürdige für den sozialen Forscher höchst interessante Wechselwirkung der so beschaffenen und mitten in die zunehmende kapitalistische Entwicklung versetzten Bauerngemeinde mit dieser kapitalistischen Umgebung. Rechtlich sollte der Gemeindebesitz und die periodische Umteilung des Grund und Bodens Garantien für die völlige Gleichheit der einzelnen Bauern bieten. Tatsächlich begann die wirtschaftliche Ungleichheit sofort von innen heraus das widerspruchsvolle Gebilde zu unterminieren. Die eine Bauernfamilie verfügte über mehr leistungsfähige Kräfte als die andere, der eine Bauernhof hatte mehr Vieh als der andere, ungleich waren von vornherein die Arbeitswerkzeuge, die Qualität des Bodens.

Die um die Gemeinde und in der Gemeinde aufkeimende Industrie steigerte die Ungleichheit. Der eine Bauer hatte Gelegenheit, industrielle Nebenverdienste seinen Einkünften hinzuzufügen, der andere nicht, für den einen blieb die Landwirtschaft die Hauptquelle der Existenz, für den anderen begann bereits der gewerbliche Nebenverdienst die Hauptquelle zu werden.

Der besser situierte Bauer, der seine Mittel in ein gutes Stück Boden gesteckt hatte, wurde zum Gegner der Umteilungen, die ihm seinen Besitz aus den Händen rissen, um ihn einem anderen zuzusteuern. Die wirtschaftliche Ungleichheit führte so zur Verlängerung der Fristen zwischen den einzelnen Umteilungen, diese wurden immer seltener. Aber je seltener die Umteilungen, um so größer wiederum die Ungleichheit: der längere Besitz der Parzellen durch die einzelnen Bauern steigerte die Unterschiede — das Wohlbaben bei den Besitzern besserer Wirtschaften, die Not bei

solchen, die geringeren Boden mit schlechteren Werkzeugen bearbeiteten. Es bildeten sich Klassen und Antagonismen aus dem Schoße der „kommunistischen“ Gemeinde heraus.

Bald führte die Ungleichheit auch zur Proletarisierung. Da die staatlichen Abgaben notorisch 50, 100 und bis 200 Prozent des Einkommens aus der Bauernwirtschaft bildeten, so ver wandelte sich der Bodenbesitz für die minderbegüterten in eine Last, in eine Zwangsarbeit. Die einen ließen ihre Anteile brach liegen, um sich ganz der Industriearbeit zu widmen, die anderen übertrugen ihre Anteile auf reichere Gemeindegossen, um sich auf „eigener“ Parzelle in eine Art Leibeigenschaft bei einem anderen Bauern zu begeben.

Ueber kurz oder lang ver wandelte sich die ganze Gemeindeeinrichtung in eine Plage für alle ihre Mitglieder: für Reiche, weil sie in all ihrem Thun und Lassen an die Beschlüsse der Gemeindeversammlung gebunden waren, für Arme, weil sie von dem Gemeindebesitz im Grunde genommen nichts als die Steuerpflicht hatten. Die Gemeindeverfassung wurde zum offensbaren Unjinn und zu einer Fessel der ökonomischen, sozialen und politischen Entwicklung obendrein: sie hielt die Arbeitskräfte am Boden fest und erschwerte ihren Abfluß an die Industrie, sie hemmte zugleich auch den landwirtschaftlichen Fortschritt innerhalb der Gemeinde.

Was die Gemeindegossenschaft nummehr zusammenhielt, war nicht mehr das Interesse, sondern — der Zwang der Solidarität bei der Steuerentrichtung. Ob der einzelne Bauer etwas hatte oder nicht, ob er seine Parzelle bearbeitete oder liegen ließ, die Steuer mußte von der Parzelle bezahlt werden, und zahlte er sie nicht, so mußten es die anderen. Das wurde nun zur eisernen Fessel für den ärmeren Bauer. Hatte er kein Geld für die Steuer, so verkaufte die Gemeinde sein Vieh, seine Gerätschaft, sein Hab und Gut. War er nun rein abgebrannt und wollte er austreten, so hielten ihn die Reichen fest, zwangen ihn, die ruinierte Wirtschaft weiter zu führen, prügelten ihn kraft des Gemeindebeschlusses durch — er mußte in der Gemeinde bleiben. Die berühmte Obschtschina, dieses Surrogat des sozialistischen „Zustats“ in der Einbildung älterer russischer Sozialisten, wurde zu einer Zwangsgossenschaft zur gegenseitigen Steuerentziehung.

Und nun hebt die Zarenregierung die Hand, um auch an dieses letzte Bindeglied der von Innen gänzlich unterwählten und zeretzten Gemeinde die Kette zu legen! Dieselbe Alleinherrschaft, die einst in den eigenen Interessen die Bauerngemeinde geschaffen hatte, ist heute durch den Gang der ökonomischen Entwicklung soweit gebracht, mit eigenen Händen die Gemeinde zu zerstören. Dieselben fis-

Seuiletton.

Niobe.

Roman aus der Gegenwart von Jonas Lie.

Oben in Arnts Zimmer stand sein Koffer und in Maffis der ihrige, sie waren weit geöffnet, und die neuen Kleidungsstücke und die Wäsche wurden, sobald etwas fertig, mit Namen versehen und geplättet war, auf die danebenstehenden Stühle gelegt. Frau Bentes zarte Gestalt huschte eilig hinauf und hinunter, bald mit einem Arm voll Wäsche in das eine, dann mit einem Duzend Taschentücher in das andere Zimmer, — immer treppauf und treppab die beiden Wege . . . das aller kleinste, fertige Stück gab ihr eine Veranlassung zum Hinaufsteigen; denn selbst wollte sie etwas hinlegen, selbst alles packen.

Ihre ganze Seele war bei den Vorbereitungen zur Reise der Kinder. Sie plauderte mit Arnt, während sie hin und her eilte, und lauschte mit Interesse seinem enthusiastischen Bericht von den Bahnen, die man über die Nordalpen gebaut, und die so unbegreiflich hoch stiegen — eine vierzig und eine andere dreißig — oder sie hörte Maffis Bemerkungen an, die „so übergenug von Maffis Phrasen und Redensarten hatte.“ Sprach vertraulich und ohne Umschweife mit ihr, so daß sie hoffen durfte, verstanden zu werden.

Es war ja Freitag, der letzte Nachmittag vor seinem Fortgehen.

Frau Bente war oben in seinem Zimmer und händigte ihm die reine, geplättete Wäsche ein, die er dankend entgegennahm.

„Dies ist nun wohl das letzte Mal, daß ich für Ihr Zeug zu sorgen habe, Schulteiß,“ meinte Frau Bente.

„Verzeihen Sie, lassen Sie mich lieber schweigen . . . Ich finde doch keine passenden Worte für Ihre unvergleichliche Güte.“

„Unglücklich, gequält schaute er sie an.

„Wenn man eine lange Zeit so nahe bei einander gelebt, wie wir, wenn man gegeben und genommen hat, Schulteiß, dann weiß man so wohl, daß man auf beiden Seiten zu danken hat.“

„Sie haben manche Sorge mit mir geteilt, während all dieser Zeit,“ fuhr die Frau nach einer Pause fort, „ich werde das sehr vermissen, manch vertrauliches Wort.“

„Darin bestand zum Teil meine armselige Freude, nein, darin bestand sie ganz und gar.“ . . . sprach Schulteiß, der vergeblich seiner inneren Bewegung Herr zu werden suchte.

„Man wird so ganz von Ihnen verstanden, — das ist das Wohlthunende . . . Und, — und —“ sie seufzte, „man hat so manchen Kummer, Schulteiß . . . Es wird nicht besser mit Baarvig. Es ist, als nähmen seine Kräfte beständig ab, er wird immer schwächer. Scheint Ihnen nicht auch, Schulteiß, daß es sehr mit ihm bergab geht; — und mager wird er. Ich fürchte fast, daß er kränker ist, als ob er uns gestehen will; bei der Feuersbrunst im Frühjahr hat er es sich geholt . . . Ach, — welche Erleichterung würde es sein, wenn er mal aufbrausen und jähzornig werden wollte, wie früher. Jetzt ist er so teilnahmslos, so geistesabwesend, und wenn ich von den Kindern zu reden beginne, gerät er außer sich . . . Und da sind nun diese beiden Jüngsten, die wir forschicken müssen.“ Frau Bente setzte sich, „auch daran hat er so wenig Anteil genommen . . . Und ich hege — zur

guten Stunde sei's gesagt — so große Hoffnungen auf sie, fühle mich zufrieden, ruhiger.“

„Zatwohl, verehrte Frau, beide sind weit mehr als mittelmäßig begabt, und beide sind tapfere Naturen.“

„Lieber Schulteiß, Sie haben ihnen das Beste gegeben, was ein Lehrer geben kann, einen geistvollen Unterricht. In vielen Dingen sind Sie ein seltener, genialer Lehrer, dem die Kinder ihr ganzes Leben lang danken sollten. Aber, wie soll ich mich ausdrücken, es ist, als ob das Leben mit all seinen Ansprüchen und Forderungen, trotz der vielen Ausfichten und Möglichkeiten der Neuzeit, den Geist verwirre.“

„Sehen Sie nur Endre . . . Arnt und Maffi dagegen habe ich an die nackte Wirklichkeit zu halten gesucht, bin vertraulich und aufrichtig gegen sie gewesen, habe ihnen die täglichen Misere und Schwierigkeiten des Vaterhauses nicht verheimlicht, das, was man gewöhnlich Sorgen nennt, und wovon man die Kinder ausschließen soll, wie es heißt. Sie wissen ganz genau, wie es um ihre Brüder und Schwestern steht.“

„Um, was Fräulein Minka anbetrifft, Frau Baarvig, — ich bitte zu entschuldigen, — aber ich glaube in der That, daß sie selbst die höchsten Erwartungen befriedigen wird.“

„Es liegt so viel Zukunft in der Luft, Schulteiß, daß die Jugend, die mit ihren Gedanken stets in den Wolken ist, verwirrt werden muß. Denn die Wirklichkeit ist schwer, voller Konkurrenz und für alle Schwachen, für alle Unenergischen nicht zu ertragen . . . Dies ist nicht meine Weisheit; die traurigen Erfahrungen meines Lebens haben es mich gelehrt. Auch ich glaube mal, daß man über alles nur so hinweghüpfen könne.“

„Sehr treffend gesagt, verehrte Frau,“ schmelgte er.